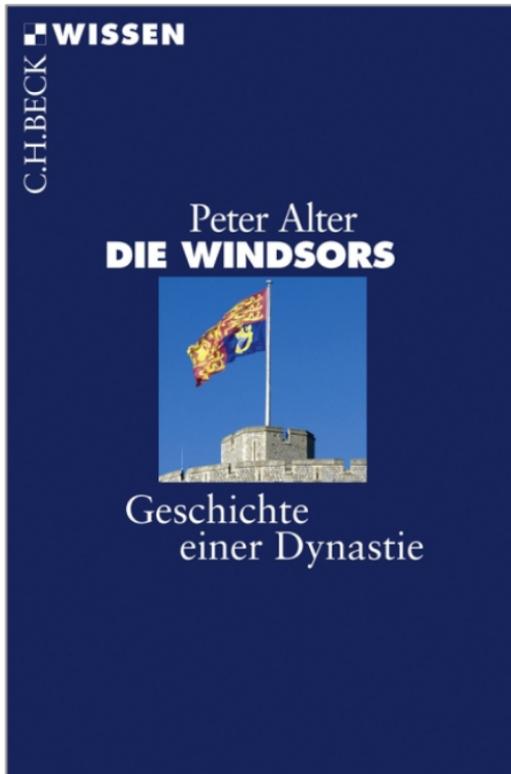


Unverkäufliche Leseprobe



Peter Alter
Die Windsors
Geschichte einer Dynastie

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-56261-7

Einleitung:
Von Sachsen-Coburg und Gotha
nach Windsor

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Exotischer hätte die Szenerie nicht sein können. Ende November 2007 trafen sich in der ugandischen Hauptstadt Kampala am Viktoria-See, nur wenige Kilometer nördlich des Äquators, die Regierungschefs der 53 Länder des Commonwealth of Nations. Die Konferenz findet alle zwei Jahre statt. Anwesend war in Kampala auch die britische Königin, nicht als Repräsentantin der ehemaligen Kolonialmacht Großbritannien, sondern als Oberhaupt der weltumspannenden Gemeinschaft großer, kleiner und kleinster Staaten, die sich seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts aus dem sich auflösenden Britischen Weltreich entwickelt hat.

Im Commonwealth nimmt Königin Elisabeth II. seit ihrer Thronbesteigung im Jahre 1952 eine einzigartige Stellung ein. Kraft ihres Amtes steht sie an der Spitze der heterogenen Völkergemeinschaft. Einige ehemalige Kolonien und Dominien erkennen sie sogar noch als Staatsoberhaupt an, so Australien, Neuseeland, Papua-Neuguinea, Kanada, Barbados und zehn weitere Staaten. Damit ist das Haus Windsor die erste und einzige globale Dynastie der Weltgeschichte. Königin Viktoria (1819–1901) hatte durch die Annahme des indischen Kaisertitels im Jahre 1876 dafür eine wichtige Voraussetzung geschaffen. Durch die ausgedehnten, früher oft monate- und wochenlangen Reisen Königin Elisabeths II. in die nun souveränen Länder des ehemaligen Reiches werden die globalen Verpflichtungen des Hauses Windsor eindrucksvoll unterstrichen.

Die politische Bedeutung des Commonwealth of Nations wird gemeinhin nicht sehr hoch eingeschätzt, obwohl ihm mehr als ein Viertel der in den Vereinten Nationen vertretenen Staaten angehören und in seinen Mitgliedsländern fast ein Drittel

der Weltbevölkerung lebt. Die Möglichkeiten des Commonwealth, als politische Kraft auf die Weltpolitik Einfluss zu nehmen, sind begrenzt. Ein gemeinsames Handeln seiner Mitgliedsstaaten kam in der Vergangenheit selten zustande und das auch nur in untergeordneten Fragen. Es scheiterte meistens an den unterschiedlichen Interessenlagen. Zusammengehalten wird das Commonwealth heute im Grunde von Emotionen: von der verblassenden Erinnerung an das untergegangene Empire der Briten und vom Prestige einer alten europäischen Monarchie. Alt ist die britische Monarchie ohne Zweifel. Sie kann im Prinzip auf eine tausendjährige Geschichte zurückschauen. Doch die Dynastie, die in Großbritannien im 21. Jahrhundert die Krone trägt, ist jung.

Die «Windsors» sind eine Erfindung des frühen 20. Jahrhunderts. Der Großvater Königin Elisabeths II. hat die Dynastie begründet, und zwar in einer Zeit, in der das Empire noch politische Realität war, der Träger der britischen Krone sich mit dem Titel eines Kaisers von Indien schmücken und im Kampf gegen eine feindliche Mächtekoalition in Europa scheinbar mühelos an die Solidarität der Menschen in den überseeischen Kolonien und Dominien appellieren konnte. Noch in den Jahren von Winston Churchills zweiter Amtszeit in der Downing Street (1951–1955) ließen Politiker in ihre öffentliche Rhetorik unbefangen den sentimentalsten Topos von den «treuen Kindern des großartigen Reiches» einfließen – gleich König Eduard VII. (1841–1910) kurz vor dem Ersten Weltkrieg, als das Empire das solide, ebenso bewunderte wie beneidete Fundament der britischen Weltmacht war.

In den blutigen Kämpfen des Ersten Weltkriegs ging das alte Europa unter. Große historische Reiche, die wie das zaristische Russland von einer Dynastie oder wie Österreich-Ungarn von der integrativen Macht eines Monarchen zusammengehalten wurden, zerfielen. Die Nachfolgestaaten der Großreiche wechselten die Staatsform und verbannten die Monarchen und ihre Dynastien in die Reservatenkammer der Geschichte. Die russischen Revolutionäre gingen 1917 sogar so weit, den abgesetzten Zaren aus dem Hause Romanow zusammen mit seiner Fa-

milie zu ermorden. In Mitteleuropa verfahren die neuen Republikaner bei Kriegsende mit den gekrönten Häuption weniger rigoros. Sie beließen es dabei, die Habsburger und Hohenzollern, die Wettiner und Württemberger aus ihren Palästen zu vertreiben, oder sie schickten sie ins Exil.

Am Ende des Ersten Weltkriegs schien unter den großen Staaten Europas allein das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland den revolutionären Stürmen der Zeit trotzen zu können. Aus dem verheerenden Krieg ging die Monarchie dort sogar gestärkt hervor. Das hatte verschiedene Gründe. Dass Großbritannien am Ende des schrecklichen Völkerringens zu den Siegermächten gehörte, spielte eine wichtige, vielleicht sogar die entscheidende Rolle. Im hohen Alter erklärte der weise Winston Churchill: «Geht eine große Schlacht verloren, jagt das Parlament die Regierung davon. Wird eine große Schlacht gewonnen, bejubelt das Volk den König.» Er wird die Verhältnisse in Großbritannien im Blick gehabt haben.

Hinzu kam, dass sich König Georg V. und seine Berater während des Weltkrieges zu Konzessionen an den Zeitgeist und die öffentliche Meinung bereit gefunden hatten. Als in den Kriegsjahren ein übersteigerter Nationalismus das Denken und Handeln der europäischen Völker und ihrer Politiker beherrschte, gab die britische Monarchie die Vorstellung einer hochadeligen, eng miteinander verwandten Familiengemeinschaft auf – einer übernationalen Gemeinschaft, die im 19. Jahrhundert nahezu über den ganzen europäischen Kontinent verbreitet war. Sie gliederte sich zwar in verschiedene regierende Häuser, aber letztlich hielt sie an der Vorstellung von ihrer sozusagen göttlichen Berufung zu Herrschern ihrer Völker unbeirrt fest.

Nationale Belange und patriotische Erwägungen traten seit Beginn des europäischen Krieges im öffentlichen Erscheinungsbild und Handeln der Monarchen in den Vordergrund. Von Rücksichtnahme auf die engen verwandtschaftlichen Verflechtungen und Verhaltensregeln regierender Häuser war nicht mehr die Rede. Die Nationalisierung, die sich bei den europäischen Monarchien schon seit längerem angekündigt hatte, stellte sich in der Situation des Krieges als politische Notwen-

digkeit heraus. Dazu gehörte in Großbritannien, dass sich der Stil königlicher Verlautbarungen änderte, die Namen deutscher und österreichischer Fürsten in den Offizierslisten feudaler Regimenter gestrichen und die Standarten derjenigen deutschen Fürsten, die Ritter des britischen Hosenbandordens waren, gleich nach Kriegsbeginn aus der St.-Georgs-Kapelle von Schloss Windsor entfernt wurden. Eine weitere Maßnahme war, dass die herrschende Dynastie in einem bewussten Akt ihren Namen änderte und damit plakativ einen Trennungsstrich zwischen Gegenwart und Vergangenheit zog. Sie demonstrierte auf spektakuläre Weise einen Neubeginn und betonte unter Aufgabe vernationaler Traditionen ihre nationale Verwurzelung, die in der britischen Öffentlichkeit seit Kriegsbeginn zunächst nur verdeckt, dann aber immer offener angezweifelt worden war. Das war unbegründet, zeigte aber, wie sehr sich der Zeitgeist seit Beginn des Krieges im August 1914 in Großbritannien und anderswo verändert hatte.

Die Ablösung einer Dynastie durch eine andere ist in der Geschichte der europäischen Völker und Staaten nichts Ungewöhnliches. Eine Dynastie stirbt in Ermangelung eines direkten Erben aus, und der Nachfolger besteigt als Begründer einer neuen Dynastie den vakanten Thron. Tatsächliche oder behauptete Verwandtschaftsbeziehungen spielten beim Übergang von Herrschaft eine zentrale Rolle. Zweifel an der Legitimität einer beanspruchten Erbfolge oder rivalisierende Ansprüche mehrerer Bewerber um einen Thron führten in der Geschichte Europas immer wieder zu kriegerischen Auseinandersetzungen, zu Aufständen und zur gewaltsamen Absetzung eines Herrschers, der als Usurpator stigmatisiert war. Dynastische Namenswechsel gingen aber zumindest ebenso häufig mit Heiraten einher, zumal dann, wenn sich eine Thronerbin mit dem Angehörigen einer anderen Dynastie vermählte und dadurch den Namen ihrer Dynastie aufgeben musste.

Das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland erlebte in den vergangenen drei Jahrhunderten drei Mal einen Dynastiewechsel, der sich jeweils auf friedlichem Wege vollzog. Als Königin Anna, die letzte Monarchin aus dem Hause

Stuart, 1714 ohne leiblichen Erben starb, folgte ihr Georg Ludwig (1660–1727), der Kurfürst von Hannover, als Georg I. auf den englisch-schottisch-irischen Thron. Das britische Parlament hatte ihn 1701, in weiser Voraussicht schon lange vor dem Tod der Königin, in der *Act of Settlement* zum Thronfolger bestimmt. Die Sukzession Georg Ludwigs wurde also durch einen Parlamentsbeschluss gesetzlich festgelegt.

Dass die Wahl der Parlamentarier auf den nahezu unbekanntem Hannoveraner fiel, ist aus heutiger Sicht verblüffend. Für den fernen deutschen Kurfürsten sprachen aus der Sicht der Abgeordneten in London, denen es primär um die Konsolidierung der Parlamentsmacht ging, nicht irgendwelche persönlichen Verdienste oder seine Beliebtheit im Lande, sondern in erster Linie seine protestantische Konfession. Der Protestantismus, möglichst in anglikanischer Ausprägung, wurde von der herrschenden Elite des Landes als unverzichtbarer Bestandteil der parlamentarischen Verfassung Englands begriffen. Für den Inhaber des Throns war deshalb die Zugehörigkeit zur protestantischen Konfession verbindlich. Der Protestantismus bot nach Meinung der Parlamentsmehrheit die Gewähr dafür, dass die 1689 erungenen Rechte und Freiheiten (*Bill of Rights*) in Großbritannien ungeschmälert erhalten blieben und der angebliche römisch-katholische Absolutismus dort nicht die Chance einer Restauration erhielt. Die Einführung des letzteren drohte damals, so war jedenfalls im Parlament zu vernehmen, von den zahlreichen katholischen Nachkommen der Stuarts. Deren Ansprüche auf den englischen Thron konnten nach dem Ableben Königin Annas von den zeitgenössischen Staatsrechtlern bei genauerem Hinsehen plausibler begründet werden als die des landfremden hannoverschen Kurfürsten Georg Ludwig. Dessen Erbrechte ließen sich genealogisch nur mühsam konstruieren. Sie beruhten darauf, dass seine verwitwete Mutter, die Kurfürstin Sophie (1630–1714), eine Enkelin Jakobs I. (1603–1625) war, des ersten Stuarts auf dem englisch-schottisch-irischen Thron. Sehr überzeugend klangen die Argumente für die Erbfolge nicht; einem Haushaltsvorstand in London oder anderswo im Königreich ließen sie sich nur schwer vermitteln. Aber

wer nahm damals in den entscheidenden Kreisen darauf Rücksicht?

Ungeachtet mancher Widrigkeiten und Zweifel an der Legitimität ihres Anspruchs auf den englischen Thron konnte sich die hannoversche Dynastie in Großbritannien etablieren, obwohl sich ihre beiden ersten Vertreter König Georg I. (1714–1727) und sein Sohn Georg II. (1727–1760) häufig monatelang außer Landes aufhielten und zumindest der erste der Hannoveraner die Sprache des ihm unverhofft zugefallenen Königreichs nur mangelhaft beherrschte und für die britische Politik kaum Interesse aufbrachte. Die Minister sollen sich mit ihm in stockendem Latein verständigt haben. So will es jedenfalls die Anekdote. Wie bizarr die Situation damals auch gewesen sein mochte: Die Bevölkerung freute sich über den friedlich abgelaufenen Dynastiewechsel und bereitete Georg I. einen freundlichen Empfang, als er am 20. September 1714 mit einer sechsspännigen Kutsche feierlich in seine neue, zuvor nie gesehene Hauptstadt London einzog. Die Gefahr eines blutigen Bürgerkrieges hatte sich verflüchtigt.

Bedeutende Herrschergestalten haben die Hannoveraner in den folgenden 120 Jahren nicht hervorgebracht. Kritik an ihrer Amtsführung oder ihrem Lebensstil verstummte eigentlich nie. Der lange regierende König Georg III. (1738–1820) verlor die nordamerikanischen Kolonien Großbritanniens und zog sich wegen einer schweren Erkrankung seit 1811 aus der Öffentlichkeit zurück. Unter den beiden letzten Königen aus dem Hause Hannover, Georg IV. (1762–1830) und Wilhelm IV. (1765–1837), erreichte das Prestige der britischen Monarchie dann seinen Tiefpunkt. «Der englische Thron», notierte Jahrzehnte später der bekannte Literaturhistoriker und Biograph König Eduards VII., Sir Sidney Lee, vielleicht allzu sarkastisch, «war nacheinander von einem Schwachsinnigen, einem Sittenlosen und einem Hanswurst besetzt.» Man wundert sich im Nachhinein, warum die Monarchie damals in Großbritannien angesichts der Zustände an der Spitze des Staates nicht durch eine Revolution hinweggefegt wurde.

So hielt sich jedenfalls das Bedauern sowohl der politischen



Abb. I: Vier Generationen: Königin Viktoria mit dem Herzog von York (Georg V.), Prinz von Wales (Eduard VII.) und Prinz Eduard von York (Eduard VIII.), um 1900.

Klasse als auch der Bevölkerung des Königreichs in Grenzen, als durch die Heirat der jungen Königin Viktoria mit ihrem deutschen Vetter, dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819–1861), am 10. Februar 1840 die britische Dynastie ihren Namen wechselte und damit vor aller Augen sozusagen

ein Schlusstrich unter ein unrühmliches Kapitel monarchischer Inkompetenz und Frivolität gezogen wurde. Dadurch geriet auch mehr oder weniger in Vergessenheit, dass Viktoria als Tochter des vierten Sohnes von Georg III. im Grunde auch noch eine Hannoveranerin war. Doch bestand über ihre Mutter Viktoria von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1786–1861), Herzogin von Kent, auch schon eine verwandtschaftliche Beziehung zu den Coburgern, einer Seitenlinie des sächsischen Herrscherhauses Wettin.

Alles spricht dafür, dass der Namenswechsel des königlichen Hauses von Viktoria vorbehaltlos gebilligt wurde. In der Folgezeit bestand sie zudem darauf, dass alle männlichen Nachkommen der neuen britischen Dynastie Sachsen-Coburg und Gotha (im englischen Sprachgebrauch meistens: Saxe-Coburg-Gotha) den Namen Albert trugen, alle weiblichen den Namen Viktoria. Darüber entstanden manchmal familiäre Konflikte. Als 1865 der zweite Sohn des Prinzen von Wales, des späteren Eduards VII. (1841–1910), geboren wurde, wollten ihn die Eltern Georg Friedrich nennen. Der Großmutter Königin Viktoria gefiel das überhaupt nicht. «Ich kann die vorgeschlagenen beiden Namen für das Baby leider nicht billigen», ließ sie ihren Sohn wissen. «Ich hatte auf einen schönen alten Namen gehofft. Friedrich ist jedoch der bessere von den beiden, und ich hoffe, Ihr werdet das Baby so nennen. Georg wurde erst mit der Hannover-Familie eingeführt ... Natürlich werdet Ihr Albert hinzufügen, so wie bei Deinen Brüdern. Wie Du weißt, legten wir schon vor längerer Zeit fest, dass alle Nachkommen unseres geliebten Vaters diesen Namen tragen sollen, um unsere Linie zu bezeichnen, so wie ich auch wünsche, dass alle Mädchen den Namen Viktoria tragen. Darauf lege ich großen Wert; und so wird es in vielen großen Familien gehandhabt.» Die Eltern widerstanden dem Ansinnen der Königin, wenn auch nicht bis zur letzten Konsequenz. Am 7. Juli 1865 wurde der kleine Prinz, der spätere Georg V., in der St. Georgs-Kapelle von Schloss Windsor auf den Namen George Frederick Ernest Albert getauft. Die Familie nannte ihn Georgie.

Dass der zweitgeborene Sohn des Prinzen von Wales einmal

den Thron besteigen und den Coburger Namen der Dynastie aufgeben würde, konnte die verwitwete königlich-kaiserliche Großmutter natürlich nicht ahnen. Letzteres hätte vermutlich niemals ihre Zustimmung gefunden. Sie dachte noch ganz in den Kategorien des monarchischen Internationalismus, der im 19. Jahrhundert nicht zuletzt auch dank ihrer energisch betriebenen Heiratspolitik seine Blütezeit erlebte. Aber im politischen Kalkül König Georgs V. und seiner Berater war der Namenswechsel der Dynastie ein politischer Schachzug, der ihnen von den Zeitumständen mehr oder weniger aufgezwungen wurde. Sie verbanden mit ihm die Hoffnung, dass dadurch die Monarchie in Großbritannien die Voraussetzung für ihr Überleben im und nach dem Krieg schuf. Denn die aufgeheizte, bestürzend xenophobische Stimmung im Lande hatte seit dem fatalen August 1914, als die europäischen Staaten in den Krieg zogen, alles Deutsche zur Zielscheibe des leicht erregbaren Volkszorns werden lassen.

Die Königliche Familie blieb davon nicht verschont. Ironische Bemerkungen über ihren deutschen Ursprung und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu deutschen Fürstenhäusern machten nicht nur in der britischen Oberschicht die Runde. Er frage sich, was sein kleiner deutscher Freund ihm sagen werde, soll der Premierminister David Lloyd George im Januar 1915 vor einer seiner regelmäßigen Audienzen beim König zu Freunden gesagt haben. Der republikanisch gesinnte Schriftsteller H. G. Wells sprach im April 1917, kurz nach der Abdankung des russischen Zaren, von dem traurigen Schauspiel, welches sein eigenes Land böte: England erlebe sehr schwierige Zeiten – mit «einem ausländischen und wenig anregenden Hof» im Buckingham-Palast. Möglicherweise sei er geistlos, zürnte Georg V., als ihm die Invektive zu Ohren kam. Aber die Unterstellung, er sei ein Ausländer oder denke pro-deutsch, wies er mit aller Entschiedenheit zurück.

Die angebliche Deutschfreundlichkeit des Monarchen, seine verwandtschaftlichen Beziehungen und sein deutscher Familienname waren seit Kriegsausbruch unübersehbar zum Problem geworden. Der König, der auf Kritik stets überempfindlich rea-

gierte, war sich dessen bewusst, unterschätzte jedoch die damit verbundenen Emotionen in der britischen Öffentlichkeit. Verschärfend kam hinzu, dass seit dem Frühsommer 1917 deutsche Flugzeuge, die so genannten «Gothas» aus der Gothaer Waggonfabrik, vom besetzten Belgien aus den Südosten Englands und die britische Hauptstadt bombardierten. Die Bevölkerung war schockiert. Wie sollte der König auf die fatalen Assoziationen seines Familiennamens reagieren? Die Familienbande mit den deutschen Coburgern mussten für jedermann sichtbar zerschnitten werden. Der Direktor des Königlichen Heroldsamtes wurde auf Veranlassung des Königs konsultiert. Seine Auskunft war jedoch unsicher, gewunden, fast absurd. Wenn der Name nicht länger Sachsen-Coburg und Gotha lauten sollte, meinte er, dann vielleicht doch wieder «Hannover» oder «Guelph» (Welfen), eventuell «Wettin», keinesfalls «Stuart».

Angesichts der Kritik und der Verdächtigungen, denen die Königliche Familie seit Kriegsbeginn ausgesetzt war, entschied der König im Sommer 1917, es müsse ein neuer Name für seine Dynastie gefunden werden. Ein Name mit historischen Bezügen zu Deutschland durfte es natürlich nicht sein. Die Optionen «Plantagenet», «York», «Tudor», «Tudor-Stewart», «England», «Lancaster» und «Fitzroy» – ein Name, der den Kindern Karls II. (1660–1685) gegeben worden war – wurden von den Beratern Georgs V. diskutiert und verworfen.

Schließlich machte Lord Stamfordham (Sir Arthur Bigge), der langjährige Privatsekretär des Königs, einen Vorschlag, der sofort überzeugte: «Windsor». Das ist die kleine Stadt im Westen von London, in der Grafschaft Berkshire, wo sich eine der königlichen Residenzen befindet, die mittelalterliche Schlossanlage von Windsor. Der König äußerte sich erfreut und zufrieden über den Vorschlag Lord Stamfordhams. Neun Chefredakteure großer britischer Zeitungen, die der Privatsekretär konsultierte, bewerteten den Familiennamen «Windsor» als gute Lösung. Damit war die heikle Frage entschieden. «Ist Ihnen bewusst», schrieb am 26. Juni 1917 der ehemalige Premierminister Lord Rosebery (1847–1929) an den glücklichen Namensschöpfer, «dass Sie eine Dynastie getauft haben? Es gibt nur wenige Leute

auf der Welt, die sich das zuschreiben können. Ich denke sogar, es gibt niemanden. Darauf können Sie wirklich stolz sein. Ich bewundere und beneide Sie.» Erleichterung gepaart mit Ironie.

Knapp einen Monat später, am 18. Juli 1917, veröffentlichte die Presse eine Erklärung des Königs. In ihr hieß es im Stil monarchischer Hofzirkulare: «Kraft Unseres Königlichen Willens und Unserer Königlichen Autorität erklären und verkünden Wir hiermit, dass vom Erlass dieser Königlichen Proklamation an Unser Haus und Unsere Familie als Haus und Familie Windsor bekannt sein sollen. Alle Nachkommen in der männlichen Linie Unserer Großmutter Königin Viktoria, die in diesem Königreich leben, sollen, im Unterschied zu den weiblichen Nachkommen, die heiraten werden oder geheiratet haben, den Namen Windsor tragen. Weiterhin erklären und verkünden Wir hiermit, dass Wir, unsere Nachkommen sowie alle anderen Nachkommen Unserer Großmutter Viktoria, die in diesem Königreich leben, darauf verzichten und es ihnen fortan verboten ist, die Ränge, Titel, Würden und Auszeichnungen der Herzöge und Herzoginnen von Sachsen und der Fürsten und Fürstinnen von Sachsen-Coburg und Gotha zu benutzen. Das Gleiche gilt für alle anderen deutschen Ränge, Titel, Auszeichnungen etc., die Wir besessen haben oder die Uns verliehen worden sind.» Gleichzeitig wurde auch das Königliche Heiratsgesetz (*Royal Marriage Act*) geändert. Fortan war es dem Thronfolger und den Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Windsor gestattet, in die britische Aristokratie einzuheiraten, um auf diese Weise die Königliche Familie enger mit dem Adel des Landes zu vernetzen und im Lande stärker zu verwurzeln. Das war bis dahin nicht möglich gewesen. Bei der Partnersuche mussten sich die Anwärter auf den britischen Thron in den hochadeligen Häusern des europäischen Kontinents umsehen, und da war das Angebot nicht immer zufrieden stellend gewesen.

Mit der Proklamation vom Juli 1917, de facto ein Hausgesetz, machte sich Georg V. kraft seiner Stellung als Familienoberhaupt zum ersten Monarchen des Vereinigten Königreichs aus dem Hause Windsor. Auf die schon legendäre Königin Viktoria berief er sich als dynastische Ahne. Andere Nachkommen

Viktorias, Verwandte des Königs, die in Großbritannien lebten, folgten notgedrungen der königlichen Entscheidung, verzichteten auf ihre deutschen Titel und anglisierten ihre deutschen Namen. Von einem verbindenden Namen für alle Familienzweige nahm man Abstand. So wurden aus den beiden Schwägern des Königs, dem Herzog Adolphus von Teck und Prinz Alexander von Teck, der Marquis of Cambridge bzw. der Earl of Athlone mit dem Familiennamen Cambridge. Seine beiden Vettern Prinz Louis von Battenberg, der im Oktober 1914 seiner deutschen Herkunft wegen den Dienst als Oberkommandierender der britischen Flotte hatte quittieren müssen, und Prinz Alexander von Battenberg verwandelten sich in den Marquis of Milford Haven bzw. den Marquis of Carisbrooke. Der Name ihrer Familie lautete fortan Mountbatten.

Die Namensänderung, die die renommierte Londoner *Times* einen weisen Akt nannte, ist dem König nicht leicht gefallen. Doch er ließ sich, wenn auch widerstrebend, davon überzeugen, dass der Zeitgeist auch ihm Konzessionen abverlangte. Als Georg V. nach dem Krieg vom ehemaligen österreichisch-ungarischen Botschafter in London, Graf Mensdorff, gefragt wurde, warum er den Namen des Königshauses geändert habe, soll er geantwortet haben, der Ex-Botschafter könne sich keinen Begriff von der Atmosphäre machen, die während der Kriegsjahre in Großbritannien geherrscht habe. Die Namensänderung sei für ihn «eine absolute Notwendigkeit gewesen, wenn er und sein Haus nicht Gefahr laufen wollten, die Krone zu verlieren». Sicher eine zutreffende Bewertung der seinerzeitigen Umstände, in denen alles und jedes in den Sog des Nationalismus geraten war und der König glaubte, in seiner Stellung als Staatsoberhaupt zunehmend vom Wohlwollen der Öffentlichkeit abhängig zu sein. Dafür hatte er ein Gespür: Der Fortbestand der Monarchie im Vereinigten Königreich stand auf dem Spiel – nicht mehr und nicht weniger.

Der Namenswechsel, der aus König Georg V. aus dem Hause Sachsen-Coburg und Gotha über Nacht einen König aus dem Hause Windsor machte, stieß in der britischen Öffentlichkeit auf lebhaftige Zustimmung. Der Einwand, hier handele es sich

um einen willkürlichen und unüblichen Akt, wurde schnell fallen gelassen. Bei den Entscheidungen über den Namen der königlichen Familie, so die *Times*, sei es das Ziel des Monarchen gewesen, das Königshaus mit der britischen Aristokratie stärker zu vernetzen. Das war zumindest die halbe Wahrheit.

Als Königin Elisabeth II. 35 Jahre später den Thron bestieg, bestätigte sie auf ausdrücklichen Wunsch des britischen Kabinetts den Namen Windsor für ihre Familie, ihre Nachkommen und die Dynastie. Offenbar scheint Prinz Philip, der Herzog von Edinburgh, darüber nicht glücklich gewesen zu sein. Er sei der einzige Mann im Lande, dem es nicht gestattet sei, seinen Namen an seine Kinder weiter zu geben, klagte er. König Georg V. hatte 1917 vorgeführt, dass der Name der Dynastie geändert werden konnte, wenn es der Monarch oder die Regierung wünschte. Schließlich hatte die Dynastie bei der Eheschließung Königin Viktorias mit Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha im Jahre 1840 auch den Namen gewechselt. Doch 1952 rieten die Politiker und Juristen von einem erneuten Namenswechsel ab. Beständigkeit und Kontinuität seien für den Erhalt der konstitutionellen Monarchie in Großbritannien wichtige Faktoren, meinte der Lord Chancellor, der im Londoner Kabinett Aufgaben eines Justizministers wahrnimmt. Sein Fazit: «Der Name des königlichen Hauses sollte sich nicht ändern, wenn eine Änderung vermieden werden kann.»

Erst Jahre später kam in der Namensfrage ein Kompromiss zustande. Im Februar 1960 gab die Königin bekannt, dass ihre direkten Nachkommen fortan den Familiennamen Mountbatten-Windsor tragen würden, alle anderen Angehörigen der königlichen Familie allein den Namen Windsor. Deshalb unterzeichneten die Kinder der Queen bei ihren Heiraten die offiziellen Dokumente mit dem Nachnamen Mountbatten-Windsor, die Kinder Prinzessin Margarets, der 2002 verstorbenen Schwester der Königin, mit Windsor. Kein Nachfolger Elisabeths II. auf dem britischen Thron ist an diese Regelung gebunden. In der Wahrnehmung der Öffentlichkeit in Großbritannien und anderswo sind die Angehörigen der Königsfamilie auch nach der Sprachregelung von 1960 weiterhin «die Windsors».